

Das Familienporträt

Autor(en): **MacManus, Francis**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **19 (1951-1952)**

Heft 12

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758701>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DAS FAMILIENPORTRÄT

Von Francis MacManus

Wenn Sie zufällig in unsere Gegend kommen sollten, müssen Sie auch bei meinem Onkel vorsprechen. Sicher werden Sie erst ein wenig im Wohnzimmer warten müssen. Schauen Sie sich nur ruhig um! Auf einem Tischchen neben dem Kamin, zwischen schönen Muscheln und einer Glaskugel, in der eine große Stadt zu sehen ist, wird Ihnen ein Album auffallen, ein Album mit Photographien. Machen Sie es bitte auf — denn inzwischen werden alle hereingekommen sein und Ihnen voll Stolz die Bilder erklären: wer Priester und wer Nonne wurde, und wie alt der bärtige Herr mit dem steifen Stehkragen ist, und wann der und jener heiratete, und wieviel Kinder sie bekamen, freundlich lächelnde Kinder, und wo in der weiten Welt sie schließlich, immer noch freundlich lächelnd, hingerieten. Aber eine Photographie wird Ihnen ganz besonders auffallen. Schauen Sie sie nur schnell an, ehe meine Tante es merkt und schreit: «Oh, nehmt doch endlich das alte Ding weg! Warum ist das denn noch da? Ich dachte, wir hätten es längst verbrannt!»

Diese Photographie wurde nämlich an einem Weihnachtstage kurz vor dem Essen aufgenommen, sozusagen zu der Zeit, wo wir schon hätten bei Tische sitzen sollen.

Im Hause meines Onkels ist das Weihnachtsessen eine sehr ernsthafte Angelegenheit. Damit will ich nicht sagen, daß alle mit langen, feierlichen Gesichtern dasitzen. Gott behüte!

Die Vorbereitungen gehen gleich nach der Frühmesse an. Im Küchenherd brennt ein Feuer, als wollten sie einen ganzen Ochsen braten, so daß meine Tante und die Mädchen fast bei lebendigem Leibe geröstet werden. Wir andern aber, wir rufen den Hunden und gehen über Feld, bis mein Onkel endlich sagt: «Ich glaube, wir müssen nach Hause gehen. Es könnte sein, daß Mutter und die Mädchen uns brauchen. Sie haben heute einen anstrengenden Tag!»

Keiner hat etwas dagegen, und wir kehren um, und mein Onkel sagt:

«Ich möchte nur wissen, ob der Truthahn gut geraten ist. Es war der allerbeste vom Hof!»

Und wir sind alle genau so besorgt wie er um das Wohlbefinden

des lieben Vogels. Einer von meinen Vettern sagt vielleicht: «Der Plumpudding ist jedenfalls gut, ich habe ihn heute früh gesehen!»

«Weißt du noch, der vom letzten Jahr?» fragt ein anderer, ohne jedoch eine Antwort zu erwarten. Wir tragen uns alle mit den gleichen Gedanken.

An jenem Weihnachtsmorgen nun, als die bewußte Photographie aufgenommen wurde, sprachen wir unterwegs dauernd vom Essen, obwohl es ja genau wie immer sein würde. Natürlich würde es Truthahn geben, der stets so knusprig und riesengroß war und vor lauter Füllung fast platzte — ein Tierchen, das besonders für diesen Zweck gemästet worden war. Dann würden rechts und links von ihm noch ein halbes Dutzend zarte Hühnchen liegen, mit dünnen Speckstreifen garniert. Es gab auch einen Schinken, der in einer Teigkruste in seinem eigenen Saft und Aroma gebacken wurde. Auch etwas Roastbeef und Schmorbraten fehlten nicht, und Pökelfleisch und gebratene Kartoffelchen und die dazu gehörigen Saucen. Und ohne einem lange Zeit zum Atemholen zu lassen, würden dann Bratäpfel in Schlagsahne erscheinen und Eiercreme und Fruchtgelee, ein Obstkuchen und selbstverständlich der Plumpudding, der so schwer war, daß meine Tante ächzte und stöhnte, wenn sie ihn auftrug. Und mein Onkel hatte inzwischen schon so oft auf unser aller Gesundheit getrunken, daß wir uns fragten, ob wir überhaupt je gesund gewesen waren.

Als wir nun also mit den Hunden nach Hause eilten und in den Hof kamen, schlug uns schon der Duft aus der Küchentür entgegen. Es war ein bitterkalter Tag — ein scharfer Nordost wehte —, so ein Tag, an dem man sich tüchtig bewegen muß, damit man nicht bis auf die Knochen friert. Wir schlängelten uns in die Küche, einer nach dem andern und ganz behutsam, denn für die Frauensleute ist es natürlich ein schwerer Tag. Wir wollten sehen, wie weit alles gediehen war. Meine Tante kam uns schon auf halbem Wege entgegen und rief:

«Warum seid ihr denn so früh nach Hause gekommen? Wir sind noch lange nicht fertig! Hinaus mit euch, alle miteinander! Fort! Wir müssen Platz haben!»

Wir zogen uns auf den Hof zurück, lungerten am Tor herum und sahen ins Wetter. Mein Onkel sagte niedergeschlagen: «Wenn sie nicht schnell machen, erfrieren wir hier alle!» Er ging in die Scheune und kam zurück und kaute gierig an einem Apfel. Wir wollten es ihm gerade gleichtun, da erschien ein langer Mensch mit einem großen schwarzen Kasten auf dem Rücken. Er kam in den Hof.

«Gott zum Gruß!» sagte mein Onkel, «und frohe Weihnachten!»

Noch nie hatte ich einen Mann gesehen, der so groß und dünn war wie dieser Fremde. Die Kleider schlotterten ihm um den Leib, ja, sie hingen so an ihm herunter wie die Enden seines grauen Schnauzbartes und die beschmutzte schwarze Künstlerschleife unter seinem Kinn. Vom Nordostwind tränkten ihm die Augen, und das schmale Gesicht und die knochigen Hände waren blau angelaufen. Mit schwungvoller Geste zog er den großen, breitkrempigen Hut vom Kopf und sagte:

«Darf ich Ihnen, sehr verehrter Herr, der Sie vermutlich der Hausherr sind, meine ergebensten Wünsche zum Fest aussprechen, Ihre blühende Nachkommenschaft mitinbegriffen!» Er verneigte sich zweimal, oder vielmehr, er schwankte.

«Heiliger Bimbam!» brummte mein Onkel und musterte den schwarzen Kasten. Laut sagte er «Kaltes Wetter heute, wenn man unterwegs sein muß!»

Der Lange rieb sich die Hände und lächelte ein frosterstarrtes Lächeln: «Mutter Natur», erklärte er und deutete mit kühnem Bogen gen Himmel, «hat uns ein Wetter beschert, das wir in dieser Jahreszeit gewohnheitsgemäß mehr oder weniger erwarten dürften, obwohl sie nicht die Hoffnungen jener munteren Leutchen erfüllt hat, die nach Eiszapfen und flockigem Schnee seufzen. Nichtsdestotrotz, wenn jemand wie ich eine entgegengesetzte, wenn auch unmaßgebliche Meinung aussprechen darf, nichtsdestotrotz möchte ich behaupten, sie hat den Wind nicht dem geschorenen Lamme entsprechend temperiert. Ja, Herr, es ist saukalt!»

Wir waren sprachlos. Dann sagte mein Onkel schüchtern: «Möchten Sie vielleicht einen Schluck trinken, damit Sie sich ein bißchen aufwärmen?»

Der Lange verbeugte sich, ohne eine Miene zu verziehen. «Herr», sagte er, «wenn ich auch nicht als fanatischer Anhänger jener Ansicht hingestellt werden kann, die den Saft der Traube und das Destillat der Gerste verdammenswert nennt, sondern eher als Evangelist einer Fröhlichkeit bezeichnet werden möchte, die durch edle Mäßigkeit gedämpft wird, so erlauben Sie mir, Ihnen ergebenst zu danken und voll Bedauern zu verzichten» — hier verbeugte er sich, während mein Onkel betroffen einen Schritt zurücktrat —, «und Ihnen kundzutun, daß mir Ihre Nachbarn in diesen gastfreundlichen Gefilden bereits ihre Festesfreude derart bezeugten, daß mein räumliches Fassungsvermögen bis aufs äußerste beansprucht wurde. Wenn ich bitten darf, Herr: keinen Tropfen mehr! Jedoch möchte ich Ihre Güte und Großherzigkeit insofern mißbrauchen, als . . .»

Im gleichen Moment tönte aus der Küche der langersehnte Ruf

meiner Tante: «Zum Eeeeessen! Steht doch nicht den ganzen Tag auf dem Hof herum und schwatzt!»

«Möchten Sie vielleicht etwas essen?» fragte mein Onkel.

Der Lange verneigte sich: «Auch hierin sind Ihnen Ihre gastfreundlichen Nachbarn zuvorgekommen und...»

«Dann sagen Sie endlich, was Sie eigentlich wollen, Mann!»

Der Lange schnallte sich den schwarzen Kasten vom Rücken, öffnete ihn umständlich und holte ein zusammenlegbares Stativ hervor, das er aufstellte, und eine Kamera, die er obendrauf pflanzte. Dann nahm er neben dem Apparat Positur ein, den Hut in der Ellbogenkrümmung, und sagte «Meine Herrschaften, Sie erblicken hier ein Instrument, welches das wunderbare Produkt aus Genie und Erfindungsgeist von Scharen von Wissenschaftlern und Künstlern ist, die ihr Leben höchst selbstlos der Förderung einer Sache widmeten...»

«Eeeeessen!» rief meine Tante, «Eeeeessen! Vor fünf Minuten wart ihr alle noch halb verhungerte Kannibalen!»

Der Lange verbeugte sich in der Richtung, aus der die Stimme kam.

«Wollen Sie photographieren?» fragte mein Onkel. «Schnell, sagen Sie ja oder nein: wollen Sie ein Bild aufnehmen?»

«Das, mein Herr, ist allerdings Zweck und Ziel meiner Pilgerfahrt von Waterford her bis in diese gastfreundliche Gegend. Hätte ich den Stift eines Leonardo oder den Pinsel eines Rubens, ich würde mich glücklich schätzen...»

Mein Onkel unterbrach seinen Redefluß dadurch, daß er ins Haus ging, wo wir ihn rufen hörten: «Wollt ihr euch photographieren lassen?»

«Bist du verrückt geworden?» fragte meine Tante schrill. «Am Weihnachtstag! Das Essen schon halb auf dem Tisch! Und wer will überhaupt photographieren?»

«Ein langer Laban draußen auf dem Hof! Um Gottes willen, entschließe dich, sonst redet er uns alle tot und wieder lebendig!»

Meine Tante, die Mädchen und mein Onkel traten in die Küchentür und wurden mit Hutschwenken und einer neuen Rede begrüßt: «Meine verehrten Damen, es ist meine Gepflogenheit, sei sie nun lobens- oder tadelnswert, am Weihnachtstage photographische Abbilder menschlicher Familien in ihren diversen Heimen aufzunehmen; denn an diesem unvergleichlichen Tage sind Vater und Mutter, Bruder und Schwester und andere Verwandte vereint, um gemeinsam...»

Die Mädchen kicherten. Die Tante stöhnte und schnupperte in der Richtung des Herdes: «O Gott, mein köstlicher Truthahn!»

«Holt Stühle!» rief mein Onkel. «Schnell Stühle her! Kommt, rückt zusammen, daß wir's nur schnell hinter uns haben! Ach, wo wollt ihr denn jetzt hin?» schrie er den Frauensleuten nach. «Euch feinmachen, was? Vor lauter Feinmachen und Redekünsten und Hunger . . .»

«Diese photographischen Aufnahmen», sagte der Lange, «sind absolut einzigartig, weil sie an einem Tage aufgenommen werden, wo getrennte Familien vereinigt sind und die Mienen in natürlicher Heiterkeit frohlocken, und sie sind auch insofern absolut einzigartig, als sie für die lächerliche Summe von sechs Schilling pro halbes Dutzend zu haben sind. Hier, verehrter Herr, ist meine Karte, mein Vorname, mein Zuname, Angabe des Berufs, Adresse und Ort der Bestimmung!»

«Ich bitte Sie», flehte mein Onkel, «fangen Sie an, fangen Sie an!»

Während wir die Stühle hinstellten und uns setzten, drangen aus der Küche liebliche Düfte. Dann begann die Schlußfolter.

Der Photograph beäugte uns und schüttelte traurig den Kopf. «Gestatten Sie!» sagte er und trat mitten unter uns. Der Reihe nach nahm er uns alle einzeln vor, placierte uns in bestimmte Stellungen, verbog uns die Ellbogen, krümmte unsre Finger, zwang unsere Köpfe sanft auf die Seite, arrangierte unsere Kleider und knetete uns wie Kitt. Der Nordostwind schnitt wie mit Messern.

«Ach, mein Essen!» murmelte die Tante und wagte kaum, die Lippen zu bewegen.

Der Photograph trat zurück, um den Gesamteffekt zu studieren. Wir warteten. Unglücklich schüttelte er den Kopf. «Verehrte Damen und Herren», rief er und hielt seinen dürren Zeigefinger hoch, «es würde von Vorteil für dies Porträt sein, welches, das kann ich versichern, ein prächtiger Beweis meiner Kunst sein wird, wenn die aufzunehmenden Objekte begreifen würden, daß dies Instrument hier keine tödliche Waffe ist, und wenn sie deshalb die Muskeln ihrer Gesichter entspannen würden, um einen Effekt von Fröhlichkeit oder, besser noch, von Heiterkeit zu erzeugen!»

Mein Onkel knurrte. Wir lächelten verzweifelt und spürten, wie sich die Haut im beißenden Wind spannte.

«Endlich! Gott sei Dank!» rief meine Tante, als der Lange sich hinter die Kamera duckte. Wir lächelten verzerrt, unterdrückten unsere Wut und warteten darauf, daß es «klick» machte.

«O bitte, was ist das?» fragte der Photograph und richtete sich wieder in voller Länge auf.

Einer von unseren Hunden war näher gestrolcht und stand nun zitternd vor der Gruppe, ein Symbol des allgemeinen Elends.

«Bitte, nicht bewegen!» wurde uns befohlen. Und zum Hunde

sagte er: «Bitte, verzieh dich aus dem Vordergrund, damit nicht verdorben wird, was einzig und allein Porträt einer menschlichen Familie sein soll!»

Der Hund setzte sich hin.

«Um aller Heiligen willen», brüllte mein Onkel, dessen Ellbogen noch immer so unnatürlich gekrümmt war, wie der Photograph ihn «arrangiert» hatte, «nehmen Sie jetzt das Dingsrich-Porträt mit-samt dem Hund und allem Zubehör auf!»

«Jawohl, Herr! Stets zu Diensten, Herr!» hauchte der Photograph.

Der Zwischenfall hatte Störungen in der Gruppe verursacht. Er fing von neuem an, herumzuzupfen, hängende Köpfe aufzurichten und eiskalte Finger künstlerisch zu verbiegen.

Dann trat er einen Schritt zurück, um sein Werk zu betrachten, rieb sich die Hände und rief: «Großartig!»

Er duckte sich hinter die Kamera, wartete, sah ängstlich auf meinen Onkel und bat: «Bitte, gefälligst alle zu lächeln!»

Niemand lächelte.

«Bitte!» wiederholte er. «Nichts vermag bei photographischen Aufnahmen so leicht einen gelungenen Effekt hervorzurufen wie ein kleines . . .»

In dem Augenblick müssen wir alle den gleichen mörderischen, haßerfüllten, böartigen Blick angenommen haben, den Sie auf der Photographie verewigt sehen: als wären wir im Begriff, uns auf jemand zu stürzen.

Der Lange verkroch sich hinter die Kamera, seufzte — und der Apparat machte «klick». Einmal nur, ein einziges Mal. Dann rasten wir ins Eßzimmer, während mein Onkel ihm noch Geld in die Hand drückte und auf den Torweg deutete.

Durch die offene Tür klang es zu uns herein: «. . . und erlaube mir, Ihnen und den Ihrigen meinen Dank für ein besonderes Vergnügen auszusprechen und Ihnen ein frohes Fest zu wünschen, an das sich Ihre Kinder und Kindeskinde erinnern mögen . . .»

Die Stimme verhallte.

Aus dem demnächst in der Manesse Bibliothek der Weltliteratur erscheinenden Band «Irische Erzähler», herausgegeben und übertragen von E. Schnack; Nachwort von Sean O'Faolain.